

# Deutsche Post

Erscheint wöchentlich.

Preis in Lohz M. 3.00 = R. 1.50 jährlich bezw. M. 1.50 = 75 R. halbjährlich. — Einzelnummer 6 Pfg. = 3 Kop. Anzeigen nach Uebereinkunft.

Herausgegeben von den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter Adolf Eichler, Lohz, Evangelische Nr. 5, Sprechstunde werktäglich von 11-12.  
Geschäftsstelle Druckerei S. Manitius, Lohz, Pansta-Straße Nr. 57.

Nr. 2.

Montag, den 5. Juli 1915.

1. Jahrgang.

## Unsere Stadtverwaltung.

Durch einen großen Teil der Lodzer deutschen Gesellschaft ging es wie leichtes, freundliches Aufatmen nach langem Druck, als die neue Verordnungsüber die Städteverwaltung bekannt wurde.

In den kurzen Abschiedsworten, die die Tagespresse dem scheidenden Bürgerkomitee widmete, wurde des Unwillens Erwähnung getan, den das Komitee durch einzelne seiner Handlungen hervorrief.

Auch wir verkennen nicht den Wert der Leistungen des Bürgerkomitees, das die Geschäfte der Stadtverwaltung übernahm und sich erst in dem Chaos zurechtfinden mußte, das die Herren, die den metallischen Händedruck lieben, hinterließen, als sie bei Beginn des Krieges und dann ein zweites und drittes Mal etwas häufig die Stadt verließen. Wir erkennen den edlichen Willen, Ordnung in die verworrene Verhältnisse zu bringen, an und rechnen den einzelnen Herren ihre Fähigkeit, die für die notwendigen Bedürfnisse der Stadt nötigen Gelder zu beschaffen, hoch an. Wir wissen auch, daß es bei solchen ad hoc geschiedenen Körperlichkeiten unläuterer Elemente leicht ist, sich Eingang zu verschaffen. Wir haben auch große Achtung vor allen Anfängen und Absätzen einer vorzugsweise gebachten Kommunalpolitik, die die Sektionen zu vollbringen gedachten.

Und dennoch: inmitten solcher Regungen und Stimmungen steigt immer wieder der Gedanke an das Unrecht auf, das die hiesigen Deutschen durch ihr Fernhalten von der Stadtverwaltungsbearbeitung zugefügt wurde. Dabei hatten die leitenden Männer des Komitees gar nicht zu befürchten, daß ihnen durch ihre Zusage deutscher Mitarbeiter die Führung entzogen werden würde. So wie sie die hiesigen Deutschen kannten, denen das Kompromiß fast lebensbedürftig geworden war, war ihnen eine regere Arbeit sicher. Es war vom Standpunkt des Bürgerkomitees ein unverzeihlicher menschlicher Fehler, daß es auch bei der eifrigeren Ergänzung seines Bestandes den Deutschen den Eintritt verweigerte und sich zu einer rein polnischen Institution machte. Da war es kein Wunder, daß die deutsche Gesellschaft dem Bürgerkomitee ihr Vertrauen entzog und die Verantwortung bei der Stadtverwaltung übertrug.

Und nun folgt dem unvollkommenen Bericht über uns von der deutschen Verwaltung beschränkte Selbstverwaltung, die sich an die preussische Städteordnung anlehnt und auf reiche Erfahrungen stützt. Sie erscheint uns wie Lenzen nach Winterstürmen, wenn wir uns das lang ersehnte und fühlen, das Gedächtnis und Zurücknehmen der russischen Regierung in der Frage der städtischen Selbstverwaltung in Polen vor Augen zu stellen. Wie oft war bei uns die Frage aufgetaucht: was wird das endliche Schicksal dieses Mißgebildes sein? Haben nicht gerade die guten und Wohlmeinenden geäußert, daß es in russischen Beamten noch ernst sei um eine nachträgliche Städteordnung in Polen! Und wie viele Hoffnungen hatten, daß Fossilien jemals wieder ins Leben zurückkehren, so gaben sie auch den Gedanken an die Einführung einer unsrer Verhältnisse gerechtwerdenden Selbstverwaltung auf.

Das was wir bisher von der neuen Selbstverwaltung hörten und sahen, erfüllt uns mit tiefem Mut. Der leitende Gedanke der Städteordnung ist das Gerechtigkeitsprinzip. Eine Bevölkerungsgruppe soll sich zurückgesetzt fühlen. Allen soll die Möglichkeit geboten werden, ihre Wünsche und Mängel vorzubringen. Allen ist der Weg zu ersprießlichem Tun freigegeben. Diejenigen, die über die Geschicke der Stadt zu entscheiden haben, sollen eine Auslese der besten und Geeignetesten sein. So haben wir die Gewähr, daß die Formen der Gemeindepolitik den Anschauungen des lebendigen Lebens angepaßt werden und wir von den Karrikaturen schon bleiben, die die russischen Städteverordnungen bieten, deren reizloses und arg benommenes Vorbild auf polnischen Boden übertragen werden sollte.

Unsere Wünsche begleiten die bereits genannten Mitglieder des Magistrats, die am 1. Juli in ihre Arbeit eingeführt wurden. Wir wünschen ihnen wie auch den noch zu ernennenden Stadtverordneten ein gedeihliches und friedliches Wirken. Schwachdenkende Opportunistenhafter haben manchmal geglaubt, das schwierige Nationalitätenproblem gelöst zu haben, als sie Deutsche und Polen und Juden in einem Zimmer unterbrachten. Sie übersahen, daß der sich Starkfühlende den Schwächeren und Nachgebigeren in die Ecke schiebt und für sich die Mitte der Stube und den Fensterplatz beansprucht. Nicht das Zusammenwachsen, sondern das Nebeneinanderwohnen sichert das Sichnähewegkommen. Wir denken uns in unserem Gleichnis Deutsche, Polen und Juden in drei nebeneinanderliegenden Zimmern. Jedem

ist Gelegenheit gegeben, seine Eigenart zu entwickeln. Die anscheinend trennenden Mauern schmelzen gegen die täglichen Erbitterungen und die engen Fußbodeninteressen des Beieinanderwohnens und machen den Blick frei für die großen Fragen um den guten Zustand des ganzen Hauses, das sie gemeinsam bewohnen. So erziehen sie sich gegenseitig zu guter Nachbarschaft. Und das gute nachbarliche Verhältnis — nicht das unwahre Völkervermischungsideal, das in manchen Lodzer Köpfen spukt — einzubehalten, möchten wir auch den Vertretern der drei Nationalitäten nahe legen, die sich im Magistrat, in der Stadtverordnetenversammlung und in den verschiedenen Deputationen gegenseitig Handreichung tun.

A. E.

## Die Lodzer Deutschen.

Beitrag zu den Schilderungen reichsdeutscher Zeitungsberichterstatter.

Der sonst gewissenhaft arbeitende Adolf Zimmermann war einer der ersten Kriegsberichterstatter, die dem deutschen Volk zu wissen gaben, daß viele Lodzer Fabrikanten — auch solche deutschen Namens — über das Aufhören der Russenherrschaft alles andere, nur nicht erfreut waren. Weniger bedeutende Kriegsberichterstatter haben aus der Tatsache, daß die „polnischen Legionen“ auch in russisch-polen Jaulauf gefunden haben, den etwas gewaltsamen Schluß gezogen, die Polen seien mit der Ablösung der russischen durch die deutsche oder österreichische Verwaltung zufrieden. Wieder andere haben die leicht wahrnehmbare Erfahrung gemacht, daß die von den Russen übel behandelte jüdische Bevölkerung die Deutschen wie Heiter aus großer Not begrüße.

Bei der Wichtigkeit und Aktualität des Themas war es unausbleiblich, daß unberufene und schlechtunterrichtete Zeitungsmänner die von den vielschreibenden Kriegsberichterstattern im Vorübergehen eilig aufgeschriebenen Wahrheiten aufgriffen und durch ihre Leitartikel weiten Kreisen der reichsdeutschen Bevölkerung die Meinung beibrachten, die jüdische und polnische Bevölkerung unserer Stadt habe sich mit dem Wandel der politischen Verhältnisse so gut wie abgefunden, die Lodzer Deutschen aber verhielten sich ungebührlich abwartend, ja, manche Fabrikanten und an ihrem Wert Interessierte erhofften im Stillen die Wiederkehr der Russen. In einem beachtenswerten Aufsatz der „D. L. Ztg.“ schilderte vor einiger Zeit Herr Ad. Eichler diese ihm in Deutschland begegnete Meinung und nahm die Lodzer deutschen Fabrikanten in Schutz. Ich fühle das Bedürfnis, zu sagen, daß es auch in den Kreisen des deutschen Mittelstandes und der Arbeiterchaft in Lohz Männer giebt, die in guten und bösen Zeiten nicht müde geworden sind, den Kampf um die Erhaltung ihrer deutschen Art und des Deutschtums in polnischen Landen fortzuführen.

Die Berichterstatter der reichsdeutschen Presse hätten bei genauerem und liebevollen Hinschauen auch das erfahren können. Wir wären ihnen für alle Zeiten dankbar gewesen, wenn es ihnen Schilderungen gelungen wäre, in Deutschland nachhaltige Sympathien und tätige Hilfe für unser ringendes Deutschtum in Polen zu erwecken!

Auch was sonst in manchen Berichten wahrheitsgetreu gesagt, was aber vordem in Lohz selber vielhundertmal beklagt worden ist: das Verringern des deutschen Einflusses auf das Gesellschaftsleben unserer Stadt im Laufe der letzten Jahrzehnte, ist nicht in erster Linie der Laune des hiesigen Deutschtums zuzuschreiben, sondern viel eher der Naivität der russischen Gesetzgebung und Gouverneurswillkür, die den „Fremdvölkern“ eine Kulturarbeit in größerem Ausmaße einfach nicht erlaube. Man könnte hunderte von Beispielen anführen. War es doch bereits jenseit gekommen, daß die Erlaubnis für einen durchaus unpolitischen Unterhaltungsabend zugunsten der finanziellen Hebung einer deutschen Dorfschule erst nach wochenlangen Bemühungen zu erhalten war! Den zahlreichen geselligen und beruflichen Vereinen und selbst den Wohltätigkeitsinstitutionen wurden Hindernisse in den Weg gelegt. Ein deutscher Kulturbund, der ein Sammelzentrum hätte werden können, ein Versuch.

War es ein Wunder, daß unter solchen politischen Verhältnissen keine in höherem Sinne gesellschaftliche Regsamkeit auskommen konnte? War es ein Wunder, daß unter einer solchen Herrschaft, unter der jede Erörterung geistiger und politischer Probleme verboten, ja, jede gründliche Besprechung gemeindepolitischer Angelegen-

## Kurze politische Wochenschau.

**Ostlicher Kriegsschauplatz.** Württembergische Regimenter erstickten nördlich Przasnysz russische Stellungen, machten 600 Gefangene und erbeuteten vier Maschinengewehre. Sonst blieb die Lage unverändert. Die Junibente beträgt: 2 Fabrik, 2600 Gefangene, darunter 121 Offiziere, 7 Geschütze, 6 Minenwerfer, 52 Maschinengewehre, 1 Flugzeug, außerdem zahlreiche Material. Südlich Kalwarja (Sow. Suwalki) wurde den Russen nach heftigem Kampf eine Höhenstellung entrissen und 600 Gefangene gemacht.

**Südlicher Kriegsschauplatz.** Deutsche Truppen unter General Einsingen erstickten Halicz, überschritten den Dniestr nach fünfzigtägigen schweren Kämpfen. Nordöstlich von Lemberg erreichten die verbündeten Truppen den Engabtschnitt, machten mehrere Tausend Gefangene und erbeuteten eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre. An der Besarabischen Front verdrängte im allgemeinen Ruhe. Die Armeesowjet-Ostfront machte vom 21.-25. über 14000 Mann Gefangene. Nördlich Lemberg stehen die verbündeten Truppen auf russischem Boden; Tomaschow (im Helmer), Kanos (im Lubliner Sow.) sowie Otarow, Jawichost am linken Weichselufer sind genommen. — Im Juni machte Feldmarschall v. Mackensen und General Woyrsch 400 Offiziere, 140 650 Mann zu Gefangenen und erbeutete 80 Geschütze und 208 Maschinengewehre. — Krasnik und Jozefow wurden erreicht. — in der Ostfront 50 Werkst von Jwangoz. Aus den Kämpfen am Vorbach, dessen Niederung im Besitz der verbündeten Truppen ist, und bei Krasnik wurden am Donnerstag 4900 Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht. Die Truppen des Generalobersten v. Woyrsch haben die Russen aus ihren Stellungen zwischen Sianno und Jla geworfen und dabei 700 Gefangene gemacht.

**Westlicher Kriegsschauplatz.** Es finden fortwährend Stellungskämpfe statt, ohne daß sonderliche Veränderungen eintreten.

**Italienischer Kriegsschauplatz.** Die Italiener bestürmen die österreichischen Stellungen bereits über einen Monat, ohne auch nur den geringsten Erfolg zu erzielen. Ihre Verluste sind enorm. In den italienischen Berichten wird andauernd über das schlechte Wetter geklagt. Die österreichischen Truppen schützen, trotz dieses schlechten Wetters, dem natürlich auch sie ausgesetzt sind, mit Erfolg die Grenze.

Die Montengriner haben jetzt zum größten Keger der Italiener Sutari besetzt, um in diesem Feldzuge wenigstens einen Erfolg zu verzeichnen, und Serbien wendet jetzt seine begehrenden Blicke nach Süden auf Durazzo.

An den Dardanellen geht es nach dem vergeblichen und verlustreichen englischen Ansturm am 27. Juni gegenwärtig etwas weniger lebhaft zu; es finden Kämpfe mit den gelandeten Truppen statt, die sich gegen die Angriffe der Türken unter großen Verlusten verteidigen. Die Engländer und Franzosen haben binnen vier und einem halben Monat versucht, die Dardanellen durch ihre Panzerschiffe zu erstürmen, scheinen sich aber nach ungeheuren Verlusten an Schiffen und Menschenleben davon überzeugt zu haben, daß die Dardanellen nicht zu nehmen sind und daß der Kampf mit den deutschen Unterseebooten am besten zu meiden sei.

Auf dem Seekriegsschauplatz um England fallen auch gegenwärtig täglich einige Dampfer den deutschen U-Booten zum Opfer.

Die Ostsee. Der Deutsche Admiralstab meldet den Verlust S. M. Schiff „Albatros“, das zwischen Windau und Gotland von vier russischen Kreuzern angegriffen und noch in schwedischen Gewässern beschossen wurde.

Griechenland, Bulgarien und Rumänien scheinen sich immer mehr davon zu überzeugen, daß sie durch ihre Neutralität nur gewinnen, durch ihre Teilnahme am Kriege nur verlieren könnten.

## Der neue deutsche Tagesbericht.

Amtlich. Großes Hauptquartier, 4. Juli 1915.

**Ostlicher Kriegsschauplatz:** Die Lage ist unverändert.

**Südlicher Kriegsschauplatz:** Die Armeesowjet-Ostfront machte vom 21.-25. über 14000 Mann Gefangene und erbeutete 80 Geschütze und 208 Maschinengewehre. — Krasnik und Jozefow wurden erreicht. — in der Ostfront 50 Werkst von Jwangoz. Aus den Kämpfen am Vorbach, dessen Niederung im Besitz der verbündeten Truppen ist, und bei Krasnik wurden am Donnerstag 4900 Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht. Die Truppen des Generalobersten v. Woyrsch haben die Russen aus ihren Stellungen zwischen Sianno und Jla geworfen und dabei 700 Gefangene gemacht.

**Westlicher Kriegsschauplatz:** In den Argonnen haben unsere Truppen die Offensive fortgesetzt. Die Wente hat sich erheblich erhöht: Sie beträgt für die beiden ersten Julitage 2556 Gefangene (darunter 87 Offiziere) 25 Maschinengewehre, 72 Minenwerfer, 1 Revolverkanone. Auf im Maasbächen wiederholte der Feind trotz aller Mißerfolge viermal seine Versuche zur Wiedereroberung der verlorenen Stellungen bei Ves Cyarges, wir wiesen seine Angriffe glatt ab. Nordöstlich von Regnieville eroberten wir die französischen Stellungen in 800 m Breite und entziffen nördlich von Feuren-Haye dem Feinde ein Waldstück. Die Fliegerfähigkeit war gestern sehr hoch. Deutsche Flugzeuge bewarfen das Landquard-Fort bei Harwich, sowie eine englische Zerstörerflotte und griffen das besetzte Nancy, die Bahnanlagen von Dombastie und das Serris-Planiment an. Ein deutsches Flugzeug zwang einen französischen Flieger bei Schlucht zur Landung. Der Feind bewarf Brügge ohne militärischen Schaden anzurichten.

Oberste Heeresleitung.

heiten unzulässig war, mancher der Tüchtigen und Tüchtigen zum einseitigen Erwerbemensch wurde, der, mehr triebhaft wie in klarer Erkenntnis seiner Pflichten, hin und wieder eine Summe Geldes für irgend einen wohlthätigen Zweck spendete, sonst aber den Dingen ihren Lauf ließ? Diesem „kosmopolitischen“ Lodzer ist der Krieg vor allem deshalb furchtbar, weil er ihm die Möglichkeit des gewohnten Erwerbs beschneidet. Was der Krieg sonst dem Deutschthum in der Welt brachte: das Erwachen der Liebe zum alten, von einer Welt von Feinden bedrohten Muttervolke, was er sonst umschloß: das schlichte Heldentum der Soldaten und die entsagungsvolle Stärke greiser Mütter und junger Frauen, die über alles Leid hingaltnende Hoffnung des siegenden deutschen Volkes —, ist es ein Wunder, wenn dieser politisch zurechtgerückte Lodzer Deutsche davon unberührt bleibt?

Nein — und Nein. Aber Hut ab vor den Völkern, die in guten und bösen Zeiten der Rassenherrschaft Hüter und Förderer des Deutschthums ebenso wie regsame Diener des Gemeinwohls waren, auch wenn sie in den letzten Monaten Zurückhaltung übten! Sie verdienen die Verachtung eiliger Berichtersteller und deutscher Pressenmacher nicht. Das plötzliche Aufhören der hundert Jahre alten Interessengemeinschaft mit Rußland, die Trauer über das tragische Schicksal, das die Söhne der russischen Staatsangehörigen deutschen Stammes ins russische Heer gezwungen, der gewaltsame Wandel aller Verhältnisse, erzeugte eine Stimmung der Unsicherheit, ein Durcheinander, in dem sich mancher, der kein Spring-in-die-Welt mehr ist, erst zu recht finden muß.

Alle diese Männer, die in guten und bösen Zeiten der Rassenherrschaft treue Förderer des Deutschthums waren, werden nach und nach zu uns kommen. Die Entrüstung über die grausame Enteignung und Verfolgung des feindlichen Plomierdeutschthums in Rußland, die Rückbesinnung auf selbst erduldeten Schikanen, die die Ueberzeugung beibringen, daß sie mit dem Russentum quitt sind, daß sie der zarischen Regierung keinen Dank und keine Treue mehr schuldig sind. Wir werden diese tätigen Männer in Zukunft so nötig brauchen wie zuvor, denn trotz aller politischen Veränderungen wird dem Deutschthum in Polen auch in Zukunft kein kampfloses Dasein beschieden sein. Da ist es an der Zeit, daß von Tag zu Tag auch der deutschen Bekämpfer werden, die wissen, daß ihre Mitarbeit an öffentlichen Dingen nie nötiger war als sie gerade jetzt ist, in der Zeit des Neuaufbaues des gesamten gesellschaftlichen Lebens unserer Stadt.

Friedrich Hierl.

## Die deutsche Schule in Polen.

Von Ludwig Wolff.

Herr Ludwig Wolff hat den Aufsatz vor einigen Jahren für eine Fachzeitschrift geschrieben. Der illustrierte Artikel geht auf die Entwicklung der deutschen Schule in unserem Lande ein und bietet eine wertvolle Ergänzung der in der ersten Nummer unseres Blattes veröffentlichten Arbeit unseres Mit-

## Die Geschichte einer französischen Kriegskasse aus dem Jahre 1813.

Von Johann Kolbe, Pabianice.

Die nachstehenden in der Zeitschrift „Geistiges Leben“ veröffentlichten Aufzeichnungen eines deutschen Landwirts, nach den Ueberlieferungen der eigenen Familie und der Darstellung seiner Bekannten, machen uns mit Erlebnissen der alten Ansiedler unserer schwäbischen Kolonien bekannt. — Das Beispiel des Erzählers ist der Nachahmung wert; würde man das, was noch als Ueberlieferung in manchen unserer alteingewanderten Familien lebt, in einer knappen Form und ohne Ausschmückung zu Papier bringen — wir hätten dann schon ein Stück Geschichte der Deutschen unseres Landes.

Unsere schlichte Erzählung führt uns einen Splitter des bayerischen Hilfsheres vor, der sich auf dem Rückzuge vor den französischen Hauptarmee trennte. Wir wissen, daß die Krümmen des einstigen glänzenden Heeres unter den Folgen der entsetzlichen Kälte Unmögliche zu dulden hatten. Hier sehen wir ein Häuflein, das durch eine selbsterbegehrte Trennung sich dem Schicksal der großen Armee entzogen hatte.

Der Schauplatz der Vorkommnisse ist unsere Umgegend. Königsbach ist eine der Nachbarkolonien von Sulzfeld (Nowosolna), das einst besaßen schien, der Zentralpunkt der deutschen Kolonisation der hiesigen Gegend zu werden. Mithy ist das jetzige Wilszki, dessen Kirchthum die Sonnenaufgänger kurz vor Andreejow, links vom Zuge, grüßt. Der zweite Teil der Erzählung spielt in der Gegend zwischen Pabianice und Zbunsta Wola.

Der Großvater meiner Fran, Martin Wildemann aus Königsbach, erzählte seinen Enkeln folgendes:

Es war anfangs Februar und ziemlich kalt. Donnerstags, gleich nach dem Frühstück, kamen drei Schlitten auf unseren Hof gefahren. Mein

arbeits, des Herrn Heinrich Hierl, über das Schicksal in Lodz. — Der Verfasser, ein erfahrener Schulmann, ist durch seine Bemerkungen um die geistige Hebung der deutschen Lehrer in Polen bekannt. Herr Wolff ist vor einigen Monaten mit den anderen Deutschen aus Jaroslaw ausgewiesen und nach Sibirien verbannt worden. Um das Schicksal des um unsere Schule verdienten Mannes, der in den letzten Jahren kränzlich war, bangen alle, die ihm nahe gestanden haben.

### Die Schriftleitung.

Die Lage der deutschen Schulen und ihrer Lehrer in Rußisch-Polen ist eine ganz eigenartige und läßt sich nur aus der kulturellen Lage der hiesigen deutschen Bevölkerung und den hiesigen Landesverhältnissen überhaupt verstehen und beurteilen.

Zu dem Zwecke müssen wir Stadt- und Landbevölkerung unterscheiden.

Die deutsche Stadtbevölkerung Polens ist später als die auf dem Lande und auch mehr allmählich entstanden. Meist Tuchmacher und Weber aus Sachsen, Schlesiern und Böhmen siedelten sich in den Städten Kalisch, Lurek, Zbunsta Wola, Lodz, Giez, Pabianice, Tomaszow und anderen Orten an. Unter diesen ist Lodz, anfangs nur ein Dorf, trotz seiner ungünstigen Lage durch energische und umsichtige Ansiedler schnell emporgewachsen und zählt heute gegen 400 000 Einwohner, darunter gegen 100 000 Deutsche und ebenjüdischen; ebenso zeigen die Nachbarstädte, wie Pabianice, Giez, Alexandrow und Konstantynow eine steigende Tendenz. Andere Städte wie Kalisch, Lurek, Gostynin, haben sich wenig entwickelt oder sind sogar zurückgegangen. Aus Mangel an guter Kommunikation mußte die Industrie verkümmern; die meisten deutschen Industriearbeiter zogen nach Lodz und deren Nachbarstädten, die wenigen Zurückgebliebenen gingen im Polentum auf. Ueberhaupt macht man den Deutschen mit Recht den Vorwurf, daß sie viel leichter als andere Nationen ihre Eigenart aufgeben. Daher finden wir wirklich deutsche Stadtbevölkerung nur noch dort, wo Deutsche in großer Anzahl zusammenwohnen, im Gouvernement Petrikau, in Warschau und Zyrardow, auch noch in einigen Städten des Gouvernements Kalisch. Auf dem Lande hat die erste größte deutsche Einwanderung, wenn man von den im Gouvernement Suwalki wohnenden ehemaligen Salzbergern absehen will, zu der Zeit stattgefunden, als das hiesige Gebiet bis zur Weichsel und das Gouvernement Plock zu Preußen gehörten (1792—1806), hielt dann aber auch noch an, als das ganze Weichselgebiet 1815 durch den Wiener Kongreß an Rußland gekommen war, besonders während der Regierungszeit Alexander I. und Nikolaus I. So sind große deutsche Ansiedelungen auch noch nach der großen polnischen Revolution (1830—1831) entstanden.

Die Landbevölkerung rekrutiert sich zum großen Teil aus Auswanderern aus Süddeutschland (Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß) und aus der Mark Brandenburg. Die polnischen Gutsbesitzer, die damals noch nicht so deutschfeindlich waren wie heute, gaben ihnen Land, meist Waldparzellen, zu sehr günstigen Bedingungen, zu Schulen ganz unentgeltlich, und die russische Regierung kam ihnen mit mancherlei Privilegien (Befreiung vom Militärdienst und dergl.) entgegen. Die Eingewanderten brachten eine verhältnismäßig hohe Kultur mit und gewöhnten sich bald an die neuen Verhältnisse, behielten aber ihre deutsche Eigenart bis auf den heutigen Tag bei, sodaß wir nur verschwindend wenig polnisch- evangelische Landleute haben. Deutsch und evangelisch sind fast identische Begriffe. Im ganzen zählt man in Rußisch-Polen

500 000 Evangelische, darunter nur 37 000 Polen. In den größeren Städten und auch hin und wieder auf dem Lande findet man auch Deutschkatoliken, die aber viel schneller zum Polentum übergehen als die Evangelischen.

Ueberall, wo dies möglich war, schlossen sich die Eingewanderten zu Kirchengemeinschaften zusammen und gründeten auf ihren Dörfern Schulen. Der Sinn für Schulen muß bei ihnen stark entwickelt gewesen sein, besonders bei den Süddeutschen, denn sie brachten dafür verhältnismäßig große Opfer, und das Schulhaus war stets das schönste im Dorfe. Dieses diente, da die Kirche meist in der entferntesten Stadt stand, zugleich auch zu gottesdienstlichen Versammlungen, bei welchen die Predigt vom Lehrer vorgelesen wurde. An Geistlichen war kein Mangel, die wurden gut besoldet und kamen anfangs aus Deutschland, später, als die Universität von Wilno nach Dorpat übertragen worden war, wurden sie hier herangebildet. Nicht so günstig stand es mit den Lehrern. Da die Besoldung meist sehr gering war, und die Kinder auch in der Landessprache (im Polnischen) unterrichtet werden mußten, so kamen aus Deutschland nur ganz vereinzelt Lehrer herüber; meist mußte man sich mit Lehrkräften des Landes behelfen. Natürlich waren diese nicht fachgemäß vorgebildet, da es noch keine Lehrerseminarien gab. Des Lesens und Schreibens notdürftig fundige Autodidakten und entlegente Handwerker bildeten das größte Kontingent der deutschen Lehrer sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen die Kultur der deutschen Bevölkerung stark zurückgehen mußte. Das Verlangen nach mehr gebildeten Lehrern wurde daher immer größer. Endlich wurde im Jahre 1866 durch die Bemühungen des damaligen Generalsuperintendenten Julius Ludwig in Warschau ein evangelisch-deutsches Lehrerseminar mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet. Bald darauf jedoch, zu Anfang der hiesiger Jahre, wurde im Seminar und in allen Volksschulen die russische Unterrichtssprache eingeführt. Die Volksschulen waren anfangs rein konfessionell und unterstanden ausschließlich der Leitung der evangelischen Geistlichkeit, die, damals fast noch ganz der nationalitätlichen Richtung angehörend, ziemlich viel Sinn für Schule an den Tag legte. Einige Pastoren, wie der im Jahre 1898 hier in Pabianice verstorbene Pastor Zimmer, waren ganz tüchtige Pädagogen. Jedoch kam ihnen der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie viel zu wenig für eine angemessene Besoldung auch der seminaristisch gebildeten Lehrer sorgten und diese mit kirchlichen Arbeiten überbürdeten. Die Lehrer mußten für eine kleine Entschädigung auch das Amt des Kantors und Organisten, meist auch das des Kirchenschreibers übernehmen. Auch ein Teil der Führung der Zivilstandsregister wurde ihnen übertragen, sowie auch das Amt des Kirchenkasierers. Die Lehrer auf dem Lande, wo es meist keine Kirchen gibt, waren Stellvertreter der Pastoren; sie mußten Andacht halten, die kirchlichen Handlungen verrichten und oft sogar den Konfirmationsunterricht leiten und das alles entweder ganz umsonst oder gegen eine nur ganz geringe Entschädigung. Kein Wunder, daß sich bald ein tiefgehender Antagonismus zwischen den Lehrern und Pastoren herausbildete. Die seminaristisch gebildeten Lehrer empfanden den Druck natürlich viel intensiver und weigerten sich oft, die ihnen aufgetragenen Funktionen unentgeltlich oder gegen eine allzumäßig bemessene Entschädigung zu vollziehen; die Pastoren dagegen klagten über

Unbalanziertheit und Mangel der Lehrer. Mit der Einführung der russischen Unterrichtsprache wurden die zivilen russischen Schulspektoren unterstellt und den Pastoren nur das Amt eines Schulvormundes überlassen. Gegenwärtig hat auch das aufgehört, sodaß der Geistlichkeit der Einfluß auf die Schulen gänzlich entzogen ist bis auf kleine, ganz schlecht bezahlte Stellen, die der Kirche noch überlassen wurden. In solchen Schulen galten die Lehrer oft außer einigen Morgen Land, einer dürftigen Wohnung und einer geringen Entschädigung für Beibringung und Konfirmationsunterricht entweder gar kein Geld oder höchstens nur 50—100 Rubel jährlich. Natürlich sind solche Lehrer nicht seminaristisch gebildet, sondern Autodidakten nach alter Weise, die nur ein Examen im Russischen und Rechnen bei den Staatsbehörden bestanden haben müssen. Ihre Hauptaufgabe besteht im Kirchendienst, weshalb sie auch kurzweg Kantoren und ihre Schulen Kantorate genannt werden. Der Unterricht in diesen Zwergschulen beschränkt sich auf mechanisches Russisches und deutsches Lesen, etwas Rechnen, meist nur im Zahlenraum bis 100, und im mechanischen Einprägen des Lutherischen Katechismus. Um auch für diese Schulen bessere Lehrkräfte heranzubilden, beabsichtigt das Warschauer Konsistorium ein sogenanntes Kantorenseminar zu gründen. konnte aber bis jetzt noch nicht die behördliche Konzeption erlangen.

Die Besoldung der Elementarlehrer blieb aber auch nach der Trennung von der Kirche eine äußerst mangelhafte; auf dem Lande 90—120, höchstens 150 Rubel jährlich nebst einigen Morgen Land; in der Stadt zwar etwas besser, aber ebenfalls vollständig unzureichend — 200—300; nur in einigen größeren Städten ging man darüber hinaus. Vor etwa zehn Jahren wurden die Gehälter von der Regierung normiert: auf dem Lande 200—250 Rubel, je nach der Zahl der zu einer Schulgemeinde gehörenden Ortschaften; in der Stadt an ein- und zweiklassigen Schulen 300 Rubel und an zweiklassigen (zweijähriger Lehrgang — der höchste Typus der Volksschulen) der Hauptlehrer 420, den andern ebenfalls 300 Rubel jährlich. Selbstverständlich ist man in großen Städten wie Warschau, Lodz und Umgegend, wo die Lebensmittel durchweg teurer sind, notgedrungen über diese Norm hinausgegangen, d. h. man hat den Petitionen und Vorstellungen der Lehrer, welche diese an den Magistrat die Stadträte und einflußreiche Bürger richteten, nachgegeben und ihnen die Gehälter von Fall zu Fall um ein geringes erhöht. Das ist auch der bis jetzt einzig mögliche Kampf der Lehrer um ihre materielle Sicherstellung. Ein eigenes Organ haben sie nicht, und die Tagespresse nimmt diesbezügliche Artikel nur ungern auf. Von einem wirklichen, systematisch geführten Kampfe um gerechte Entlohnung kam daher bei ihnen vorläufig nicht die Rede ein.

Außerdem haben die deutschen Lehrer noch viel zu viel mit andern Dingen zu tun. Unsere ganze deutsche Bevölkerung ist tief gesunken; die Kultur, die unsere Väter einst ins Land gebracht, ist aufgezehrt, und Mittel zur Hebung sind einwillen so gut wie nicht vorhanden. Es mangelt uns an tüchtigen Lehrern und guten Schulen. Das Warschauer Lehrerseminar bildet zu wenig Lehrer aus und kann auch diesen in 3 Jahren bei mangelhaften Eintrittskennissen keine wünschenswerte Ausbildung geben und diese wenigen haben bei ihrer geringen Besoldung und jeglichem Mangel an Organisation keine Möglichkeit, sich weiter zu

Vater ging vor die Tür, die Mutter und ich hinterher. „Wildemann“, rief einer der Angekommenen, „Wildemann, sind eure Musikanten alle daheim?“ — „Warum?“ fragte mein Vater lachend, „wollt ihr, frommen Leute von Sulzfeld, noch bis Fastnacht Tanzen lernen? Da müßt ihr euch spüten, denn bis Fastnacht ist nicht mehr weit!“ — „Nein!“ sagte der Aeltere der beiden sehr ernst, „nicht ihr Sulzfelder wollen tanzen: es sind Franzosen bei uns einquartiert, die wollen tanzen.“ — „Was Franzose!“ ichrie meine Mutter, „Martin, Jahr ne mit, die schlagen euch tot; mehr han's wol g'hört, wie 'es g'macht ham vor 'es Johr, wie se nach Rußland neigange sind.“ — „Nein, so schlimm wird's nicht werden,“ meinte der Aeltere, „die lassen die Ohren jetzt hängen; es sind überhaupt keine Franzosen, sie sprechen gerade so wie ihr Königsbacher.“

„Da find's a Schwobe“, sagte meine Mutter beruhigt.

„Nein“, sagte der Sulzfelder, „es sind Bayern.“

„Was, Bayern?“ fragte mein Vater verwundert, „wie kommen denn die zu euch nach Sulzfeld?“ „Die Soldaten erzählten mir,“ berichtete der Sulzfelder weiter, „diesseits der Weichsel trennten sie sich von der Hauptarmee, um näheren und besseren Weg in die Heimat zu finden, und ihr Führer, ein alter Major, glaubte auch, wenn er sich mit dem Rest seines Regiments von der Hauptarmee wegziehe, so könne er unbelästigt von den Russen in die Heimat entkommen. Es ist auch gelungen, wie die Soldaten erzählten, denn von der Weichsel bis hier her haben sie noch keinen Russen gesehen.“ — „Aber Wildemann“, fuhr der Erzähler fort, „ihr könnt euch gar keine Vorstellung machen, was die armen Leute für Freude hatten, als sie zu uns ins Dorf kamen. — „Gott sei Dank, Deutsche, Deutsche“, riefen sie, „jetzt hat die Not bald ein Ende,

jetzt sind wir bald in der Heimat.“ — „Es war ergerlich anzuschauen; hier umarmten sich zwei lachend und die Kränze rollten nur so aus den Augen; dort weinten einige ganz laut; hier johlte einer und schwenkte die Mütze; der andere ging stumm daneben her. Aber allen, selbst den Verwundeten und Kranken, die man auf Schlitten und Karren mitgebracht hatte, sah man die Freude an. Ich könnte noch viel erzählen, aber wir haben nicht Zeit dazu, ruft eure Musikanten zusammen und macht euch bereit, daß wir heim kommen.“

„Haben denn die Soldaten keine Musikanten bei sich?“ fragte mein Vater.

„Ja, die und Musikanten! Drei Musikanten sollen noch dabei sein, aber Instrumente hat keiner. Sie haben sie alle weggeworfen, und obendrein sind denn einen die Finger abgefroren! Wir hätten wohl Musikanten aus der Nähe haben können, z. B. aus Mithy oder aus Andreejow, aber weil ich Königsbacher deutsche Musikanten seib, da werden die armen Menschen sich noch mehr freuen.“

„Ich war damals 17 Jahre alt. Aber ich bin nie vorher so schnell in die guten Kleider gekommen, wie damals. Vetter Tobias und ein langer Philipp kamen auch gleich mit; Jank's Jonas und der Belbe Fritsch sind auch bald gekommen und da ging auch die Fahrt los. Es war gegen zwei Uhr, als wir in Sulzfeld vor der Schenke ankamen. Das erste, was mir aufstieß, war ein hochrädriger Wagen, der einige Schritte von der Schenke entfernt stand; ein Soldat, in einem schmutzigen und ganz verfallenen dunkeln Mantel, das Gewehr in Arm, ging daneben auf und nieder. Ich späte unseren Fuhrmann, was auf dem Wagen.“ „Die Regimentskasse“, meinte er. „Da ist der Schenker gut, da gibt's gleich Geld.“ „Gute mein Vater.“ — „Gib's auch, gib's auch,“ unterbrach der Fuhrmann eifrig, „sehr oft kommt der Doff-

zier und langt in den Kasten, und gibt den Soldaten ihre Lösung, die sie ja so viele Monate nicht brauchten, da sie in Rußland nichts zu kaufen bekamen, aber jetzt machen die Soldaten ergiebigen Gebrauch davon.“

Wie um des Redners Worte zu bekräftigen, taten in diesem Augenblick mehrere offenbar abgeheuerte Soldaten aus der Schenke heraus: — „Die Spielleut' sind da, die Spielleut'“, jbelten sie, auf uns zuweilend. Sie umarmten und küßten uns.“

„Aus der Schenke und aus den nächsten Häusern kamen immer mehr hereingeeilt. Wir wurden fast in die Schenke hinein getragen, mußten auch gleich tüchtig mittrinken, dann ging das Spielen und Tanzen los.“

„Gegen Abend kamen auch der Major und ein jüngerer Offizier; sie lachten und freuten sich über die Lustigkeit und Ausgelassenheit der Soldaten. Sie setzten sich in unsere Nähe und tauschten unserem Spiel ohne viel mit einander zu sprechen. Der Major, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann, mit weißem Haar und Bart, sah mit dem Rücken gegen uns Musikanten. Der Andere, ein noch junger Mann, mit glattrasiertem, sehr magerem Gesicht, sah dem Major gegenüber, doch so, daß er den Tanzenden am meisten im Wege war.“

„Er hatte ein Tuch um die Ohren gebunden und ich glaubte, er leide an Nervenkrankheit.“ Er stützte den Kopf mit einem i auf den Tisch und sah so lange Zeit dieses Tanzens denken versunken. Da tanzte ungeschicklich ein Paar bis dicht an seinen Schenkel. Der Tanzende stieß mit seinem Fuß an Schenkel, daß derselbe ein Stück weiter den wurd. Der Offizier verlor das Gleichgewicht und wälzte sich zu Boden gefallen. Bei Gelegenheit riefte ihm die Binde von den Ohren, und ich sah ich, daß beide ganz schwarz waren abgefroren.“

bilden, ihren geistigen Horizont zu erweitern und so ein Verständnis für die Arbeit an der kulturellen und sittlichen Erziehung unseres Volkes zu gewinnen. Aber die vorhandenen Schulen entsprechen diesem nicht dem Bedürfnis: manche Dörfer sind ganz ohne Schulen und auch in den Schulpflichtorten sind ihrer viel zu wenig. Daher kommt es, daß es unter den Konfirmanden viel weniger gibt, als man an manchen Orten sogar erwarten sollte.

Besonders groß ist die Schulpflicht in Lodz, der zweitgrößten Stadt des Landes, in der allein über 100 000 Deutsche wohnen. Mit der Trennung der Schulen von der Kirche wurde auch ihr konfessioneller und nationaler Charakter aufgehoben. Die Schulen waren allen Bewohnern des Landes, außer den Juden, zugänglich, die Schulklassen wurden vereinigt und fast nur polnische katholische Lehrer angestellt. Vor der letzten Vertreibung waren in der ganzen Stadt nur noch wenige deutsche Lehrer, die Zahl der deutschen Kinder in den Schulen verschwindend klein: die Wohlhabenden schickten ihre Kinder in Privatschulen, die der Armeren blieben ganz ohne Unterricht. Um diesem schreienden Uebelstande auch nur einigermaßen abzuhelfen, gründeten die beiden evangelischen Gemeinden in Lodz einige Kantorate, d. h. sogenannte Kirchenschulen. Daselbe geschah auch in den Nachbarstädten. Doch war das nur ein Tropfen auf einen heißen Stein; die Schulpflicht blieb nach wie vor riesengroß. Da kam die Bewegung der letzten Jahre, an der die deutsche Bevölkerung zwar nicht teilgenommen, sich aber auf ihre nationale Eigenart besonnen hat. Sie verlangte ihren ihrer Zahl entsprechenden Anteil an den vorhandenen Schulen, nämlich 35 Prozent. Da die deutsche Bevölkerung 30 Prozent der polnischen ausmacht, so war diese Forderung sehr mäßig zu nennen. Auf Drängen der Polen gingen die Deutschen auf 33 Prozent, endlich sogar auf 30 Prozent herunter. Als man ihnen aber auch das Wenige nicht zugestehen und höchstens 27 Prozent lassen wollte, rief ihnen die Geduld. Auf Initiative des deutschsprachigen Meister- und Arbeitervereins vereinigten sich die Lehrer, Bürger und Arbeiter und reichten durch eine besondere Deputation an Gefuch beim Unterrichtsministerium in Petersburg ein um völlige Trennung der Schulklassen in eine russisch-deutsche und eine polnische. Die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, die Trennung wurde durchgeführt und die deutsche Bevölkerung vom Beitrag zum Unterhalt der gemeinsamen Schulen befreit. Es bildete sich ein Schulverein, der ein deutsches Gymnasium gründete und mehrere Volksschulen ins Leben rief. Gegenwärtig hat Lodz 21 Volksschulen mit 10 Klassen, denen die Gehälter entrichtet wurden; an den einlässigen Schulen, an den zweiklassigen 800—1000 Schülern, an den dreiklassigen 300—400 Schülern, an den vierklassigen 100—150 Schülern, an den fünfklassigen 50—75 Schülern, an den sechs- und siebenklassigen 25—50 Schülern. Besonders hervorzuheben ist hierin, außer dem genannten Schulverein, der Meister- und Arbeiterverein, wie die Fabrikbesitzer Ernst Theodor Seiler, und die Lehrer Eduard und Eduard Otto erworben. Diese Lehrer bilden das größte Kontingent des Schulvereins. Sie haben in letzter Zeit eine Bibliothek gegründet und veranstalten in Lützschütz Vorträge für Erwachsene, Kinder, zu denen oft auch auswärtige Gäste (meist aus Deutschland) herbeizogen. Ein ähnliches Ziel verfolgt der deutsche Gewerbeverein.

Andere Städte, wie z. B. Babianice, führen ähnliche Bestrebungen durch, obgleich hier, wie in vielen anderen Städten, eine Trennung der Schulklassen nicht durchgeführt zu werden brauchte, da hier die Deutschen nicht so benachteiligt waren wie in Lodz und man ihnen auch größere Zugeständnisse machte. In Babianice verdanken wir diese günstigen Schulverhältnisse dem Stadtrat und Fabrikbesitzer Louis Schweikert. So führen auch wir hier einen Kampf. Wir kämpfen aber noch nicht so sehr um unsere materielle Sicherstellung und gerechte soziale Eingliederung als vielmehr um unsere Weiterbildung und geistige und sittliche Hebung unserer Stammesgenossen in Stadt und Land. Dieser Kampf absorbiert vorerhand alle unsere Kräfte.

### ... Sonst sind wir alle verloren.

Der Brief einer Weichseldeutschen.

Der Rückzug der russischen Truppen aus der hiesigen Gegend ist mit graufiger Brandentmäler bezeichnet. Wer die Dörfer Königshagen und Grünberg noch im vorigen Jahre sah und sich über die friedlich blühenden Gänge zwischen Lodz und Koluschki bezug. Brzeziny freute, die von frevelhafter Hand eingekerkerten Dörfer nach den schrecklichen Dezembertagen wieder sah und sich von den Einwohnern der in Schutt und Trümmern liegenden Stätten ihre Erlebnisse erzählen ließ, wird sich der opportunistisch genannten „deutschen“ Männer geschämt haben, die uns erzählen wollen, diese und andere deutsche Kolonisten seien „den Kriegswirren zum Opfer gefallen“.

Es ist uns der unlängst geschriebene Brief einer deutschen Frau aus einer der deutschen Ansiedlungen an der Weichsel zur Veröffentlichung übergeben worden. Sie schreibt:

... Ich dachte jeden Tag an euch, wie es euch wohl gehen mag und wo ihr euch befindet. Nun, Gott sei Dank, daß ihr alle noch am Leben seid und mit Gottes Hilfe vielleicht das schlimmste überstanden habt. Gott der Allmächtige sehe den Deutschen bei, denn sonst würden wir ja alle verloren sein. Die Russen verfahren grausam mit den Evangelischen. In dem unweit gelegenen G. hat man einen Vater, Sohn, Schwiegervater und Schwager ermordet, und zwar in einer grausamen Art. An einer Stelle hat man die Zähne gefunden, an der andern den Schädel. Es ist schrecklich! In der Wiedergeburt sind etliche erschossen oder erschlagen und andere beraubt worden. Wie sind orientalische Leute. Sie wurden als Spione angegeben. Von welcher Seite, kannst du dir schon denken. Hier in G. waren auch schon dreißig aufgeschrieben, die von den Russen gehängt werden sollten. Aus der Gegend von Plock bis Wyszogrod hat man die Kolonisten von ihrem Hab und Gut weggeschleppt. Wer weiß, wie es ihnen gehen wird. Auf der andern Seite der Weichsel ist eine Zuckerfabrik. Dort haben die Russen nach ihrer Wiedereinführung dreißig Juden und einige Deutsche gehängt, erschossen oder erschossen. Und so haben sie es überall gemacht. Auch in Plock wurde den Deutschen befohlen alles zu verlassen. Am Dienstag sollte der Ausmarsch erfolgen. Am Montag kamen aber die deutschen Truppen. Welch ein Glück! Es ist doch etwas schreckliches, was dies Volk (die Russen) anstellt! ...

Wir sind alle, Gott sei Dank, gesund. Arbeit war den ganzen Winter nicht. (Die Briefschreiberin ist Besitzerin einer Fabrik.) Auch jetzt ist fast keine Arbeit. Bei Beginn des Krieges hat man hier das ganze Vieh weggeholt. Auch wir mußten zwei Kühe geben, ohne einen Groschen zu sehen. ... Als die Russen hier durchzogen, haben sie den ganzen Baum vom Garten verbrannt. Die Scheune war immer mit Pferden belegt. Die Vorräte an Stroh, Weizen und Getreide sind vernichtet. Und so hatten wir schon großen Schaden. Es hilft aber kein Jammern. Wir danken Gott,

daß wir noch unser Haus haben und überhaupt noch hier sind. Der liebe Gott lebt ja noch. Er hat uns bis hier geholfen und wir hoffen auf seine weitere Hilfe. Wir waren schon in großer Gefahr. Als die Russen zurückgeschlagen wurden, schoß man auf beiden Seiten der Stadt mit Kanonen. Wir dachten, daß die ganze Stadt zugrunde gehe. So war es zweimal. Vor vier Wochen ist ein russischer Flieger gekommen, der sechs Bomben warf, die keinen Schaden anrichteten. Eine Woche darauf kam wieder ein Flieger, der fünfzehn Bomben warf. Ein Jude ist dabei schrecklich zerrissen worden. Häuser wurden nicht beschädigt, nur die Fensterscheiben platzen. Eine Bombe ist dreißig Schritt hinter unserer Fabrik ins Wasser gefallen; sie hat ein großes Loch herausgewühlt. Ein Bombensplitter lag auf unserem Hof. ...

Welche seelischen Erschütterungen muß diese Frau durchgemacht haben, bevor sie — die, wie alle deutschen Kolonisten, loyal und feiertreu „bis auf die Knochen“ war — sich zu dem Wunsche durchrang, Gott möge den Deutschen Sieg geben, „sonst sind wir alle verloren“.

Weitere Berichte über das Schicksal unserer deutschen Kolonien sind uns willkommen.

### Krieg.

Schweig still, du Herz und mäßige den harten Schlag. Ertrag, was Millionen Herzen tragen müssen. Ihr Augen, bleibe klar, es war doch öfter schon vor euch ein Meer von Bitternissen.

Schweig still, du Herz. Die Mutter weint sich blind blind? ... Es sind wohl tausend Mütter, die den Sohn verlieren, und Kinder, die der Krieg und Sieg zu Weisen macht. Wie darfst du Klage führen, schweig still, mein Herz! ...

Friedrich Flierl, Lodz.

### Wer ist Deutsch?

Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Goethe.

Es kann nur eine Antwort geben, wird man entgegen. Und doch ergäbe eine etwaige Anfrage wohl Antworten verschiedenster Art.

So hört man oft, auch bei uns in Lodz, sagen, die Weichseldeutschen allein hätten ein volles Recht, sich „echt deutsch“ zu nennen. Der Deutsche Reichsdeutsch würde gegen diese Behauptung scharfen Protest einlegen, denn er fühlt sich nicht minder gut deutsch als sein Stammesgenosse innerhalb der schwarz-weiß-rotten Grenzpfähle. Und der Deutsch-Schweizer, der Walde, der Deutsch-Amerikaner? Und die Deutschen Lodzi's und all die übrigen in der ganzen Welt mehr oder weniger zerstreut lebenden? Haben sie nicht alle ein Anrecht, sich „deutsch“ zu nennen?

Man wäre versucht, die Frage mit dem Satz zu beantworten, daß „deutsch“ jeder sei, der deutscher Abstammung ist und die deutsche Muttersprache redet.

Weit gefehlt. Deutscher heißen ist noch lange nicht „deutsch“ sein! Unzählige unserer Stammesgenossen auf dem ganzen Erdball verdienen diesen Ehrentitel in keiner Weise, und

bei manchem hat es der Krieg offen bargetan. Man denke wie Liebnecht und einige seiner Genossen, an Weill und Wetterle, an Spitteler, Hobler, ferner an diejenigen Lodzi, die vor ihren Stammesbrüdern die Flucht ergriffen haben und an die vielen, die selbst heute noch, in unserer Mitte wohnend, sich nicht genug tun können an Schmähungen gegen alles Deutsche. — Hingegen blicke man auf jenen Engländer mit französischer Erziehung, Houston Stewart Chamberlain; dieser Mann hat die hohen Werte deutschen Wesens voll erkannt und hat sie sich zu eigen gemacht; er ist im Deutschtum aufgegangen und ist heute mehr als viele andere berechtigt, sich „Deutsch“ zu nennen. Und neben ihm könnte noch Mancher mit ausländischem Namen genannt werden, der volles Anrecht hat auf unsern Ehrentitel „Deutsch“!

Deutsch sein heißt in deutscher Kultur aufgehen, sich deutscher Art und deutschen Wesens befleißigen, sich in deutscher Tugend täglich üben, nach deutschem Geiste streben ohne Unterlaß.

Es ist dies keine leichte Arbeit; sie erfordert viel Selbstzucht, gespannte Aufmerksamkeit, einen festen Willen. Herrlich ist aber der Preis, der dem Strebsamen winkt; er besteht in tiefinnerlicher Abgefälligkeit und Zufriedenheit. Sind wir doch erst dann das, was wir sein sollen — wir selbst!

Zur Charakter- und Farblosigkeit sinkt aber hinab, der sich seines Deutschtums nur dann entsinnt, wenn es ihm als nutzbringend erscheint, der nur ein Ideal kennt — das leibliche Wohlergehen. Das Glück, nach dem dieser jagt, ist — eine Seifenblase.

Darum, ihr Lodzi, strebt und arbeitet an euch, damit auch ihr als „deutsch“ erfunden werdet. Laßt uns ohne Rücksicht auf die jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse immerdar deutsch sein und bleiben!

Katten.

### Die Zukunft des russischen Deutschtums.

Von Professor Conrad Bornhak.

(Schluß)

Schon vor dem Kriege hatten die baltischen Barone selbst unter den Augen der misstrauischen russischen Regierung damit einen Anfang gemacht. Als das Verhältnis der baltischen Deutschen zu der lettisch-estnischen Arbeiterbevölkerung sich infolge der russischen Verheerung immer mehr vergiftete und die baltischen Rittersgutsbesitzer sich keine zuverlässigen Arbeitskräfte und Stützen gegen die Revolution im Lande mehr verschaffen konnten, ließen sie sich Wolga-Deutsche kommen, denen in ihrer Heimat bei Saratow und Sarepta der Boden schon unter den Füßen zu heiß geworden war. Zunächst hatte man damit deutsche Arbeitskräfte. Hier und da bot sich auch Gelegenheit zur Ansiedlung. Die russische Regierung konnte dagegen zunächst nichts einzuwenden haben. Waren doch die Wolga-Deutschen russische Unterthanen. Im Stillen hofften die Baltik dabei, durch die Wolga-Deutschen allmählich eine deutsche bäuerliche Bevölkerung heranzuziehen und damit das schwere Verhängnis des Mittelalters wieder gutzumachen. Sätte sich diese Hoffnung freilich auch nur annähernd durch eine stärkere deutsche Einwanderung von der Wolga nach den baltischen Provinzen verwirklicht, so wäre zweifellos

gegen sieben Uhr abends gewesen. Major beschleunigte und ihm etwas meldete. Major erhob sich schnell von seinem Schemel, dem Offizier ein Zeichen ihm zu folgen, beide verließen schnell den Tanzsaal. Die Seiten, dies sehend, brachen den Tanz ab und drängten der Tür zu. Wir Musikanten hörten h auf zu spielen und sahen einander verwundert an.

„Die Ruffe were do sei,“ sagte der lange Klipp mit angstvoller Miene, denn der war inner der erste, der davon lief, wenn es eine Pzelle gab, trotz seiner Größe.

„I stauden auf und gingen vor die Tür: in der Nähe des Geldkassens war ein Haufen Soldat zu einem Knäuel zusammengedrängt, aus der Mitte wie: „Der Dieb“, „der Spitzbube“, an den Akt mit ihm“, „der muß gehängt werden“, zu uns drängen.

(Schluß folgt).

### Das Stelldichein.

Eine Lodzi'sche Erzählung von Katten.

(1. Fortsetzung.)

Sie lächelte bei diesem Selbstgespräche spöttlich, schalkhaft blickten die klaren blauen Augen den Weg hinunter.

Als nach einigen Minuten sich Fritz noch immer nicht zeigt, beschloß sie, die Allee hinaufzugehen bis horthin, wo sie in den Wald auslief, um dort auf einem Hügel ein wenig von der ruhigen Wanderung auszurufen.

Langsam dahinschreitend, lauschte das Mädchen den geheimnisvollen und doch so anheimelnden Stimmen des Waldes. Dann und wann wurde die Stille unterbrochen durch das Knarren der Räder eines Fuhrwerkes, das Piegel auf der Chaussee hin nach der Stadt fuhr.

Plötzlich hörte Else Schritte auf der vom Waldschloßchen heraus nach der Allee führenden Brücke.

„Da ist er!“ rief sie freudig und ziemlich laut, sich rasch umwendend.

Eine fremde Gestalt war es aber, die rüstigen Schritten den Weg heraufkam.

Für Else gab es kein Entrinnen mehr; im nächsten Augenblick schon mußte der junge Fremde an ihr vorüber. Sie senkte verwirrt das Köpfchen und blickte unruhig zu Boden.

„Haben Sie etwas verloren, mein Fräulein? Kann ich Ihnen irgendetwas behilflich sein?“ fragte eine freundliche, wohlklingende Stimme, und als die also Angeredete aufblickte, sah sie sich einem schöngebautey Mann mit ehlichem, offenem Antlitz gegenüber.

Else erstarrte. „Ja ... nein ...“ stotterte sie beklommen; „verloren habe ich nichts, aber ... ich wollte in den Wald, und nun fürchte ich mich, so allein ...“

Dem jungen Manne war des Mädchens Bestürzung nicht entgangen, und um es zu beruhigen, sagte er:

„Das glaube ich Ihnen, mein Fräulein, daß Ihnen ein einsamer Spaziergang im Walde ein wenig unheimlich ist; immerhin ist allein der Entschluß dazu bei einer Dame aller Achtung wert. — Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Gerhard Seckendorf, Prokurist der Firma B. in Lodz. — Und nun erlaube ich mir, Ihnen für den von Ihnen heute geplanten Spaziergang meine Begleitung anzubieten.“

Eprachlos und ratlos starrte Else den Fremden an. Unzählige Gedanken schossen ihr durch

den Kopf, keiner aber wollte festere Formen annehmen; es verschwoom einer in dem andern.

Da ergriff der junge Mann wieder das Wort: „In Lodz besteht zwar das Vorurteil, daß ein Mädchen besserer Stände mit einem jungen Manne nicht allein gesehen werden dürfe. Ich glaube aber, daß Sie, werthes Fräulein, mit diesem Vorurteil gebrochen haben; wären Sie sonst doch auch nicht mutterseelenallein hier im Walde, was ja ebenfalls auf der Liste der für Lodzi'sche junge Damen verbotenen Dinge steht. Demnach dürften Sie sich wohl nur an meine Person stoßen. Sehe ich Ihnen so wenig vertrauensverweckend aus?“

„Um hatte Else ihre Fassung wiedergewonnen. „O nein, im Gegenteil“, sagte sie offen, „aber ... ich glaube ...“ Noch einmal sah sie den Herrn ruhig und prüfend an, dann sagte sie entschlossen hinzu: „Ich wollte nach der Försterei. Sollte das auch Ihr Ziel sein, so nehme ich Ihre Begleitung dankbar an.“

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte sie um, sprang behend über den Graben und überschritt die Chaussee.

„Ein festes Ziel habe ich heute nicht, verehrtes Fräulein“, sagte der ihr rasch nachfolgende; „einen Zweck aber verfolge ich. Ich nutze meinen vorgelegten begonnenen vierzehntägigen Urlaub aus, indem ich täglich hinauswandere in den Wald, um in dessen wohlthuender Stille auszuruhen und mich zu sammeln. So wandere ich täglich an den Nachmittagen hier herum, lausche den Lauten der Natur, bewundere die Riesen und Zwerge des Waldes, ergötze mich am Grün des Laubes, freue mich der bunten Schmetterlinge! Und habe ich genossen und geschaut, so lasse ich mich mit einem Buche auf einem Baumstumpfe oder Hügel nieder und lese; dann erlaube ich mir, die Natur und Leben, was unsere Geistesheroen von Natur und Leben geschrieben haben.“

„O, das muß herrlich, erhehend sein!“ rief Else begeistert aus.

„Für mich ist es Andacht! Ich treibe es so seit vielen Jahren; früher in meiner Heimat, vor drei Jahren in Thüringen, vor zwei Jahren im Riesengebirge, im vergangenen Jahre im Erzgebirge und diesmal hier.“

„Sie sind kein Lodzi?“ Else blickte den hinter ihr herschreitenden jungen Mann fragend an.

„Nein, mein Heimatsort ist Plauen im Voigtlande. Eine wunderbare Gegend!“ Bei diesen Worten schloß er die Augen; sehnüchliches Entzücken malte sich in seinen Zügen.

„Dann muß Ihnen unser Himmelsstreich aber recht armselig erscheinen! Ich kenne Ihre Heimat von einem Kurzaufenthalte meiner Mutter in Bad Elster; wir verbrachten dort fünf Wochen.“ Ein wehmütiges Lächeln lag auf des Mädchens Antlitz, als es dieses wiederum ihrem Begleiter zuwandte.

Gerhard Seckendorf wurde aufmerksam. Jetzt erst blickte er das Mädchen teilnehmender an, und was er sah, erregte bei ihm Bewunderung, ließ sein Herz wärmer schlagen. Reinheit, Begeisterung für das Schöne und unverbrüchliche Treue sprachen aus den großen klaren blauen Augen, und dasselbe drückte sich in jedem Zuge des frischen, zarten Gesichtchens aus. Mit einem Satz war er an ihrer Seite, von dem Bestreben geleitet, auch den Anblick dieser Menschenblume voll zu genießen; und unter dem Einflusse des Augenblickes sagte er:

„So wie jedes menschliche Antlitz schön genannt werden kann, wenn es natürlich, ungeschminkt, frisch ist und von einer reinen Seele spricht, so ist's auch mit der Natur. — Hier, diese statischen Tannen zu beiden Seiten des Weges! blicken Sie den Weg selbst entlang bis zur Lichtung! erheben Sie den Blick zum dich“

